



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Germersheim, Ludwig: Meine Jugend und die Religion : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einzelnes, das störend auffällt, hervorzuheben (ich erwähne nur die immer wiederkehrende häßliche Form: ich anerkenne, ich anempfehle statt ich erkenne an usw. und die oft ungeschickte Stellung der Fürwörter, die sich ja bei Übersetzungen leicht einschleicht). Bemerkte sei, daß zuweilen zu den von Calvin angeführten Schriftworten falsche Stellen angegeben sind: I, 468 lies 1. Joh. 4, 4 statt Jak. 4, 5; II, 276 Röm. 6, 8 statt 8, 17; 2. Kor. 4, 10 statt 1. Kor. 15, 49; II, 421 1. Petr. 4, 8 statt Jak. 5, 20. Bedauerlich sind auch die vielen kleinen Druckfehler, die namentlich den ersten Band entstellen. Doch soll mit diesen Bemerkungen mehr ein kleiner Dienst für einen künftigen Neudruck geleistet sein als irgendwie das Verdienst geschmälert werden, das sich Verleger und Herausgeber mit ihrer Arbeit erworben haben. Möchten ihnen viele durch freudige Benutzung des wertvollen, auch vornehm ausgestatteten Werkes danken. G. W.



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)



ie Schule selbst bereicherte mein Gemüt nicht. Was sie sonst zu geben hatte, eignete ich mir ohne Mühe an. Meine Mundart und meine Abneigung gegen das Fragen, die sich bei mir im Verlaufe des Schulbesuchs entwickelt hatte, stellte mich vor Rätsel, an deren Lösung dann meine Phantasie arbeitete. Im Lesebuche erzählte ein Gedicht von einem Finklein, das einen Drescher besucht und von diesem gemahnt wird, nicht zu nah heranzukommen: daß ich, wenn ich dresch und klopf, dich nicht treffe auf den Kopf. Ich war bitter arm an Vorstellungen aus dem Tierleben, ich hatte den lieben Vogel, der so dankbar den ersten lauen, mattblauen Himmel begrüßt, noch nicht kennen gelernt, einer Erklärung scheint man den bekannten Vogelnamen nicht bedürftig gefunden zu haben, so blieb mir nach meiner Mundart nur die Deutung des Wortes Finklein als Verkleinerungsform von Funke. Und nun arbeitete meine Phantasie, halb erschreckt, halb gelockt von der dämonischen Vorstellung eines Sprechenden, spielend, drohend der Scheune nahenden Finkens und erquickt von dem kühlen Gleichmut der Bauern, der den drohenden Feind warnt. So gab die Mundart der Heimat dem armen Kinde, das in der Fremde vereinsamte und der Natur fremd wurde, anstatt des Vogels ein Spielzeug für seine Phantasie.

Noch eine Gabe dieser Art schenkte mir damals die Heimat. Fast alle Gebete sind für ein Kind voll von Rätseln, am dunkelsten war für mich und wohl auch für meine Altersgenossen das Glaubensbekenntnis. Ich gewöhnte mich, an unlösbaren Rätseln wie: zu uns komme dein Reich, — wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, — und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, empfangen von Maria der Jungfrau — mit gleichgiltigen Augen vorüberzugehn. Aber wo meiner Phantasie in dieser fremden Welt eine Heimatähnlichkeit begegnete, da verweilte sie

und deutete sich die Dinge, wie sie konnte, arm und kühn wie ein Alpensohn, der weit im Unterland auf einer Kiesbank das Gestein der Heimat zu erkennen glaubt und sich aus den runden Kieseln die Berge der Heimat aufzubauen sucht. So war mir die liebste Stelle in allen Gebeten, die ich lernen und tausendmal sprechen mußte, der Satz: von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Eigentlich nur die ersten fünf Worte. In dem Worte „dann“ sah ich, obwohl es klein geschrieben war, ein Hauptwort, und meine Mundart schenkte mir für den abgeschliffnen Kiesel des unverständlichen Adverbs den Lieblingsbaum, den Weihnachtsbaum, die Tanne. Deshalb lag auf diesen Worten des Gebets für mich eine Weihe, nur bei ihnen empfand ich etwas, ein Sehnen nach dem Walde und nach dem Harzduft und dem Lichterglanz der Weihnachtszeit.

Diesem Gefühle nah verwandt war der einzige Eindruck, den ich damals im Religionsunterricht empfing. Der Lehrer erzählte, wie der Herr mit zwei Engeln Abraham in Mamre besuchte, und Abraham in die Hütte zu Sara eilte und sie Kuchen backen hieß: „Gib, und menge drei Maß Semmelmehl, knete und backe Kuchen. Er aber lief zu den Kindern und holte ein zart, gut Kalb und gab's dem Knaben, der eilte und bereitete es zu. Und er trug auf Butter und Milch und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, und setzte es ihnen vor, und blieb stehn vor ihnen unter dem Baum, und sie aßen.“ Ich habe die Erzählung des Lehrers nach der Bibel aufgeschrieben, und wieder fühle ich den Zauber des Behagens, das hier geschildert wird. Tannen und Kuchen und Butter und Milch und das Essen unter dem Baum, wie wohl mir diese Vorstellungen taten, worin sich der Zauber der Winter- und Sommernatur und die Fülle der Feste verbanden. Mein Elternhaus war damals noch nicht verarmt, aber Kuchen und behagliches Gentesen waren sehr selten darin, Tannen und andre Bäume waren weit davon, und meine Ernährung war unregelmäßig, ohne daß meine Eltern eine Schuld traf.

Mehr als das zu grünen Tannen umgedeutete dürre Adverb und den Blick auf das behagliche Kuchenessen unter Bäumen gab mir der Religionsunterricht nicht. Aber er hat mich nicht noch scheuer gemacht, als ich schon war. Der Lehrer, der den Fehler beging, seinen primulus als Aufseher zu benützen, war ein milder, gütiger Mann. Auch der Kaplan, der sich mit ihm in den Religionsunterricht teilte, war freundlich mit uns Kindern. Aber die Kirchen blieben für mich ein Gegenstand des Schreckens. Mehrmals in der Woche mußten wir zur Sommerzeit vor dem Unterricht einer Messe beiwohnen. Da beteten während des Gottesdienstes immer ein paar Schüler aus den höhern Klassen, darunter auch mancher meiner Verfolger, laut vor, mit einer Sicherheit, die mir unbegreiflich und beängstigend war. Ich fühlte, so würde ich es nie fertig bringen, und neben diesem Bangen quälte mich während des Gottesdienstes immer die ängstliche Neugier, was wohl außer dem Böschhörnchen, das ich den Kirchner dort holen und unterbringen sah, in dem dunkeln Winkel hinter dem Altar verborgen sei. Der Weihrauch und das Licht der Kerzen hatten für mich gar nichts anheimelndes, die bleichen Flammen im Tageslicht waren mir unheimlich. Unheimlich war mir auch das Geräte, das zum Anzünden und zum Löschen der Kerzen verwandt wurde, und der Mann, der es handhabte.

So weit ich zurückdenken kann, war mir das Aussehen der katholischen Priester, Kirchner und Ministranten immer unangenehm. Die Bartlosigkeit, das lange Gewand, worin ich in meinen Knabenjahren, als lange Hosen mein Ideal waren, ein Sonderrecht der Frauen verachtete, die flatternden Schärpen, das alles erschten mir in meinem jungen unbewußten Stolze auf mein Geschlecht so fremd und unangenehm, daß ich beim Anblick eines Priesters immer Widerwillen empfand. Von

hinten gesehen erschien mir ein Priester im Ornat mit dem gesenkten Haupte, dem breiten, den Nacken deckenden Amictus, dem bunt schillernden, plumpen, unten gerundeten Messgewand und dem Chorhemd darunter wie ein riesiger Käfer mit breiten, noch geschlossenen Flügeldecken, unter denen die gefalteten Flügel hervorschauten, bereit, sich mit gewaltigem Summen aufzuschwingen; aber ich empfand bei dieser Vorstellung keine Heiterkeit, sondern eher ein Grauen. Ich war kein feckes Kind, und kein unfreundliches Wort Erwachsener hatte mich gegen die Kirche und gegen die Priester eingenommen. Niemand wußte von dem Grauen, das mir, — seit meine Phantasie den Weg in den fernen Westen gefunden hatte, allmählich weniger quälend — die Kirchen einflößten, und von der Abneigung, die ich gegen die Priester und ihre Gehilfen empfand. Diese Gefühle verleiteten mich nie zu einer Verletzung der Achtung vor dem Gotteshause und vor den Priestern. Sie waren ganz von selbst in mir entstanden, und heute noch empfinde ich wie in meiner Kinderzeit das lange Gewand und gar den Gürtel mit der Schärpe als eine Entstellung und Herabwürdigung der Männer, die diese Gewänder tragen müssen. Erst recht, seitdem ich erfahren habe, wie manches treue, mutige, gütige Männerherz unter der sonderbaren Hülle schlägt.

Als mein Gemüt, durch die Lektüre der Indianergeschichten gestählt, allmählich von den furchtbaren Eindrücken der Altar- und Jahrmarktbilder, der Reliquien und der Gräfte, der Legende, der Tagesereignisse genesen war, kam etwas andres meiner Art Fremdes und Feindliches in mein Leben. Wir bekamen die Beichtgebete zu lernen. Ich prägte mir die Worte ein, sie blieben mir zum Teil dunkel. Diese Gebete waren kurz, nicht allzu überschwenglich, aber einem Kinde, das so scheu wie ich seine Gefühle verbarg, das das Wort lieb in der Anrede auch den Eltern gegenüber sorgfältig vermied und in dem dunkeln Gefühl, eine Unwahrheit zu sagen, bei den Worten „lieber Gott“ ein Unbehagen empfand und errötete, war es nichts Leichtes, sich vor Gott, dem Heiland, der Mutter des Heilands, allen lieben Heiligen und dem Priester an Gottes Statt als armen, sündigen Menschen anzuklagen. Ich habe wohl wie die meisten Kinder aus Not gelogen, aber Gefühle zu lügen, das trieb mir schon damals die Schamröte ins Gesicht. Ich war trotz meiner Empfindlichkeit gegen Schreckensbilder und -geschichten kein schwaches Kind, ich bäumte mich dagegen auf, ein Unrecht zu bekennen, und suchte Unarten, deren ich bewußt wurde, wenn der Troß, das erste Gefühl, das die Selbsterkenntnis weckte, vorüber war, durch Wohlverhalten, nicht durch eine Bitte um Verzeihung zu sühnen. Die Selbstanklage der Beichte drückte mich deshalb schwer, und nur mit tiefem Widerwillen konnte ich die Worte der Neuegebets: diese und alle Sünden meines Lebens sind mir leid und reuen mich vom Grunde meines Herzens, weil ich Gott, das höchste, beste Gut, das ich nun über alles liebe, beleidigt habe, denken oder sprechen. Mir war damals das Aussprechen meiner wahren Gefühle schmerzlich und widerlich wie das Erbrehen. Und nun sollte ich von einer Reue und einer Liebe sprechen, die ich weder verstand noch empfand.

So waren mir schon die Beichtgebete eine Last, und vor dem Beichten selbst war mir sehr bang, nicht weil ich meine Sünden überschätzte, sondern weil mir die Gefühlsphrasen, womit der Akt verziert war, widerwärtig waren. Nun setzte sich der Lehrer eines Tags zur Einübung des Beichtzeremoniells auf dem Katheder zurecht und ließ uns zu seiner Rechten und zu seiner Linken einen nach dem andern herantreten. Er selbst markierte den Priester, der Katheder den Beichtstuhl. Er wandte sich zuerst nach rechts und machte mit der Hand das Kreuzzeichen über den zunächststehenden Schüler. Das war ich. Nun mußte ich das Kreuzzeichen auf Stirn und Lippen und Brust wiederholen und dann das Beichtgebet sprechen. Eine

Pause markierte das Sündenbekenntnis, dann kam das Neuegebet und dann die Absolution mit dem Segen.

Quälende Scham trieb mir das Blut in die Wangen, ich wagte den Blick nicht zu heben, aber meine Lippen sagten mechanisch die fremden Worte her, als läßen sie eine fremde Lüge. Ich konnte auch als ich die Probe überstanden hatte und wieder an meinen Platz ging, meine Mitschüler nicht ansehen, mir war, als blickten sie alle höhnlisch auf mich.

So war die Form der Beichte geübt, nun prägte man uns noch ein, recht sorgsam mit Hilfe der Eltern das Gewissen zu erforschen. Und am Ende der Gewissenserforschung sollten wir unsre Eltern um Verzeihung bitten für alle Kränkungen, die wir ihnen angetan hätten. Mit der Forderung einer vollkommenen Reue quälte man uns nicht, aber die Bitte um Verzeihung band man uns auf die Seele. Man muß die Giltigkeit der Beichte von der Erfüllung dieses Auftrags abhängig gemacht haben, denn als ich nach einigen sonnenlosen Tagen, ohne daß ich meine Eltern um Verzeihung gebeten hatte, mir die Last der Beichtgebete und des Sündenbekenntnisses mit brennenden Wangen von der Seele wälzte, hatte ich schon eine neue, noch schwerere Last vor Augen: das Bewußtsein, unwürdig gebeichtet zu haben. Das legte sich auch, als die lästigen Formen überstanden waren, sofort auf mich, und ungetröstet, unerquickt, schwerem Herzens, als ich gekommen war, verließ ich den unheimlichen Kokotowinkel des Doms, wo ich mit andern achtjährigen Kindern zum erstenmal zur Beichte geführt worden war.

Meine Seele war infolge der Erschütterung, die sie durch die Kämpfe der letzten Tage und durch das Schuldbewußtsein erlitten hatte, für die halbverwundnen Schrecknisse der Kirchen wieder empfänglich geworden. Meine Schuld ging nicht allein mit mir, sie hegte mich mit einer Erinnyenmeute: verzerren, lachenden Engeln, die sich von den kalten Marmoraltären lösten, und düstern, drohenden Gestalten, die aus den dunkeln Altarbildern traten. Krank an der Seele und kirchenscheuer als je kam ich heim. Von meinen Leiden erfuhr niemand. Aber der Heliotropismus der Seele bewährte seine Heilkraft. Meine Seele suchte Sonne und fand sie. Nicht in sorgenden, liebevollen Elternaugen, die Fürsorge meiner Eltern erschöpfte sich im Kampf um das Dasein. Meine Seele mußte weit wandern, auswandern, bis sie Sonne fand.

Ich schrieb nicht mehr so sorgsam, lernte nicht mehr so sicher auswendig und übte all die kleinen Künste der Volksschule nicht mehr so gewissenhaft wie bisher. Mein Lehrer war gütig und nachsichtig mit mir, obwohl er kaum ahnte, daß das Kind seine Zeit zur Heilung verschwiegener Seelenwunden brauchte. Je düsterer mir die Kirchen der neuen Heimat erschienen, desto leidenschaftlicher sehnte ich mich nach der Kirche meiner Kindheit, Hinnenaus. In meinem neuen Heimatsort gabs kein Hinnenaus, ich traute mich nicht ins Freie, die Verfolgungen und der Hohn, denen ich infolge meines Dialekts und der unglückseligen Aufseherwürde ausgesetzt war, machten mich menschenscheu.

Mein ältrer Bruder war als Spielkamerad zu groß für mich, er ging mit seinen Altersgenossen seiner Wege, mein jüngrer war zu klein, daher war ich meist allein, und wenn ich je einmal den Weg ins Freie fand, dann waren mir Gras und Blumen und Hecken fremd.

In dieser Not nahm wieder eine Rothaut meine Hand und führte mich auf weite Wiesen, so bunt, so sonnig, so heimlich wie Hinnenaus, nur viel, viel größer. Mein ältrer Bruder brachte damals drei Weihnachtsbücher, die er sich von Kameraden entlehnt hatte, nach Hause. Es waren stattliche Bände mit roten Leinwandrücken, unerschwingliche Kostbarkeiten für uns, aber einige Wochen nach Weihnachten

waren sie schon etwas zerlesen auf den Leihmarkt in Untertertia gekommen. Nun lasen wir, ich über die Schulter meines Bruders, von Conanchet, Prärteblume, dem Kriegspfad, und an der heitern, sonnigen, blumen- und federbunten Wildheit der Bilder, die diese Bücher schmückten, genas meine Seele wieder von den Schrecken der Kirchenkunst. Hinnenaus wurde wieder mein, ich konnte es wieder erreichen, von der Hand Conanchets, des Häuptlings der Narraganjets, geführt. Aber weit war der Weg. Es lag jenseits des Meers, jenseits des Tales von Wissh-ton-wish. Die Sonne meiner Seele schien damals im fernen Westen, und näher als der Gott, den ich lieb nennen und dem ich meine Sünden bekennen mußte, und in dessen Kirchen mich die dunkeln Bilder und die hellen Kerzenflammen schreckten, stand mir Manito, der die Herzen meiner indianischen Ideale zum Edelmut bewegte, und auf dessen sonnigen, blumigen Prärien sich meine Seele ohne Grauen erging.

3. Kirchenscheu und Menschenscheu

Kirchenscheu ist eine schwere Last für ein Kind auf dem ohnehin mühseligen Wege durch die Schule. Ich wurde von diesem Gefühl nicht frei, trotz der Erleichterung, die mir die Lektüre der Indianergeschichten brachte. Meine Eltern konnten sich nicht so viel mit mir beschäftigen, daß sie selbst meine Leiden erkannten. Sie waren mir damals fremd ohne ihre Schuld, sie mußten sich über ihre Kraft anstrengen, um sich und ihre Kinder zu erhalten. Zuerst brach mein Vater zusammen. Er war ein außerordentlich mäßiger Mann, unmäßig nur in der Arbeit, und so zog er sich eines Tages im Keller schwer arbeitend eine Verletzung des Rückenmarks zu, die ihm das Gehen fast unmöglich machte und auch den Gebrauch der Hände beeinträchtigte. Wir wohnten damals in einigen Zimmern im Erdgeschoß eines Hinterhauses. Die Fenster waren vergittert, Speichen- und Felgenholz, das vor ihnen aufgeschichtet war, verdunkelte die Räume, die Wände waren so feucht, daß die Tapeten in Fetzen herabhingen und modrig rochen. Trotz der tiefen Lage kam, wenn man die Fenster öffnete, eine Luft herein, die man gern trank. Sie war gewürzt mit Eichenholzdunst von den Wagnerhölzern, die soviel Licht wegnahmen, und mit dem Geruch eines Kuhdüngerhaufens und eines Kuhstalls, die sich ganz nah vor unsern Fenstern befanden. Die Fenster gingen in einen tiefen, gassenartigen Hof, den ein Wagner mit seinen Holzvorräten, mit seiner Arbeit und mit seinen Erzeugnissen füllte. Ich lauschte gern dem Klang der Art, wenn ein Stamm zu einer Deichsel zurechtgehauen wurde, und dem wuchtigen Schlag des schweren Hammers, womit man die Speichen in die Nabe trieb. Das Haus des Wagners erhob sich schmal wie ein Turm über einem breiten Tor. In diesem Tor, das mit einer Menge von Rädern und Radteilen angefüllt war, sodas nur ein schmaler Weg zur Werkstatt und zum Ausgang in die Wohnung frei blieb, verschwand der Hof.

An der Ecke des Turmhauses stand ein Bäumchen, mir ist, als sei es eine Esche gewesen, sein dünner Stamm hob ein dünnes Krönchen hoch, aber es kann auch ein Ahorn gewesen sein, der auf dem tiefen Hofe sehnsüchtig nach dem Lichte strebte. Die Form der Blätter hat sich mir nicht eingepägt. Ich hoffe, daß der Baum noch steht und grünt, er war für meinen Vater die Jahresuhr, die mit grünen, frühgelben, graubraunen und weißen Zeigern die vier großen Jahresstunden anzeigte, siebzehn Jahre lang. Zu seiner Krone kamen aus dem heißen, blauen fränkischen Himmel Kohlweißlinge geflattert, aber sie verweilten nicht lange, hoben sich über ein paar Nachbarnfenster, an denen Geranien leuchteten, wie über Stufen empor und verschwanden wieder im Blau. Ein Hahn krächte, Hennen gackerten, frisch im Frühling, träumerisch im Sommer, und hoben sich am Abend mit schwerem Flügelschlag zu ihrem Nachtsitz, der unserm Schlafzimmer gegenüberlag. Von dem

hohen Turm einer gotischen Kirche, die sich ganz nahe dem Hause meiner Eltern erhob, klangen helle Glocken zu vielen Tagesstunden. Das war die Welt, in die ich sah und lauschte, wenn ich nicht durch die Bilderfenster eines Buches in den fernen Westen sah. Ich schaute oft durchs Fenster ins Freie, durch alle Fenster, die sich mir öffneten, denn in den Zimmern meiner Eltern wurde es eng und dunkel von der Krankheit meines Vaters und von der Not, die sich infolge der Lähmung seiner Arbeitskraft allmählich einstellte.

Da eilte ich zum Licht, wie eine gefangne Fliege, so gut es ging, mit matten, schweren Gliedern. Denn meine gesunden Jugendtage waren zu Ende. Die unregelmäßige Ernährung, unter der die Eltern und wir Kinder litten, und die feuchte Wohnung machten mich, glücklicherweise von vier Geschwistern nur mich, krank. Ich wuchs damals ungewöhnlich rasch: Lange, lange Hopfenstange! Klang es hinter mir her, wo ich mich den Blicken der spottlustigen Schuljugend aussetzte, der ich leider in der körperlichen und in der geistigen Entwicklung weit voraus war. Die Krankheit äußerte sich in einem Sinken der Kraft, das sich so langsam einstellte, daß ich es lange selbst nicht merkte und nur immer größern Widerwillen gegen das Geln empfand. Ich begriff auch nicht, warum mich in dem letzten Monat, den ich in der Volksschule zubrachte, ältere Schüler besonders roh verhöhnten. Es war wohl eine Art englische Krankheit, die mich beschlichen hatte. Meine lang aufgeschossnen Glieder fingen infolge der ungewöhnlichen Weichheit und Schwäche der Knochen und Sehnen an, sich im Kniegelenk nach innen zu biegen. Nicht die Eltern nahmen die beginnende Entstellung zuerst wahr, sondern die ältern Mitschüler, deren unbarmherzige Spottsucht viel scharfsäugiger war als die durch Not und Krankheit gelähmte Liebe, die mich meine Wege allein gehn lassen mußte.

Ich merkte auch nichts, als eines Tags ein angesehenes Arzt in einem engen Gäßchen vor mir stehn blieb, mir mit seinem gewaltigen Körper den Weg versperre und mich kopfschüttelnd musterte. Ich weiß nicht, warum er kein Wort und keinen Weg der Fürsorge fand. Orthopädische Kliniken sind, wenn ich nicht irre, allerdings erst später entstanden, aber in einer Universitätsstadt hätte man mehr Fürsorge für ein verkrüppelndes Kind erwarten sollen. Zu dem bewundernswerten Liebeswerk der Krüppelfürsorge, das der bayerische Landtag im vorigen Sommer auf den Antrag des Abgeordneten Dr. Heim begonnen hat, war damals der Weg noch weit. So ging ich müde mit matten Gliedern aus der Volksschule ins Gymnasium. Ich konnte am Turnunterricht teilnehmen. Das war allerdings nur deswegen möglich, weil dieser Unterricht von einem Manne mit einem gütigen Herzen erteilt wurde, der eine zarte Hand für die jungen Bäumchen hatte, deren Wachstum er leitete. Es war ein Professor der Mathematik, der den Turnunterricht in einigen Klassen im Nebenamt erteilte, ein Altbayer schweren Schlags, hoch von Wuchs und rauh von Bart, aber wenn er sprach und sorgte, fühlte man die Weichheit und Feinheit seines Wesens. Seine Hand war sogar zart genug für die kranke, bleiche, schwache Pflanze, die ich war. Seit mir seine Güte es möglich gemacht hat, ein Jahr lang unverhöhnt die schwachen Glieder ein bißchen im Turnunterricht zu regen, bin ich, so oft ich die bayerische Mundart höre, geneigt, anzunehmen, daß der Mensch, der die Mundart jenes gütigen Lehrers spricht, auch gütig sei wie er.

(Fortsetzung folgt)

